

(Nachdruck verboten.)

151

## Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Kjel hatte dann, wo es angebracht war, seine kleine Konferenz unter vier Augen mit dem Hausherrn. „Beste Gelegenheit jetzt, Geld zu bekommen, falls Sie was gebrauchen“ er zwinkerte gemütlich mit den Augen — „bei meinem guten Freund, dem Bankdirektor, übrigens ein Verwandter meiner Frau. Er hat mich gebeten, ihm meine Ansicht über die Verhältnisse hier oben zu sagen — über die Zahlungsfähigkeit, natürlich. Und ein kleines Wort von mir, nun . . . Ja, am liebsten wäre es ihm, wenn ich selber unterschreiben wollte, sagte er; aber ich danke, danke bestens — ich wußte, wo er hinaus wollte — ein alter Fuchs, wissen Sie . . . Ja, freilich, wenn ich nur unterschreiben wollte, ja . . . Aber, wie gesagt, unter uns, eine kleine Empfehlung von mir kann jetzt nicht schaden. Selbstverständlich empfehle ich nichts weiter, als was Gold ist, und es ist wirklich nicht alles Gold, was glänzt, wie? Nun ja, es war nur ein kleiner freundschaftlicher Wink, für den Fall, daß — wenn Sie möglicherweise — so wissen Sie ja, an wen Sie sich zu wenden haben.“

Mit einer gewissen selbstbewußten, mystischen Geschäftsmiene gab man sich dann wieder gemütlich der privaten Traulichkeit des Zimmers hin, in der Thekla ein wenig abkühlend wirkte, nicht weniger durch ihre Toilette, die sie als wohlhabende Frau kennzeichnete und die langen, eleganten Handschuhe, als auch durch gewisse überlegene Neußerungen über höhere Interessen. Aber Thekla hatte nun einmal ganz und gar nicht die Absicht, sich vor den Frauen zu beugen. Sie war fest entschlossen, den Kampf durchzuführen.

„Nun sind die frommen Herren Eltern natürlich der Ansicht, daß ich die ganze Zeit hindurch nichts weiter gethan habe, als herum zu kariolen, wie?“ wandte sich Kjel bei einem seiner Besuche so ganz im Vertrauen an den Vater und an die Mutter. „Ei bewahre, ich habe eine Gesellschaft gebildet, die den ganzen Schwarzwald kaufen soll — elftausend Morgen Land.“

„Du wirst wohl wieder lange, Mutter! Nein, ich bin nicht mit dabei interessiert, das heißt, wenn ich keine Lust habe; ich verschaffe den Käufern hier in der Umgegend Geld, bereite die Möglichkeit vor . . .“

„Nein, ich bin nicht mit dabei. Nur eins habe ich mir ausbedungen, nur die ganze Kleinigkeit, daß alles Holz auf meinem Sägewerk geschnitten werden soll — so an die fünfzehnhundert Zwölfter im Laufe dieses und des nächsten Jahres.“

„Aber das hört sich ja ganz gut, ganz vernünftig an, Paarzig.“ rief Bente, indem sich ihre Augen plötzlich mit Thränen füllten.

„Nein, hör' einmal Mutter, Du — hebt sie nicht gar den Blick gen Himmel, weil sie entdeckt, daß ihr Sohn nicht auf den Kopf gefallen ist?“

„Und kein Nisiko, Kjel?“ forschte Bente nochmals.

„Nicht das geringste, Mutter — nur daß ich auf die doppelte Einnahme rechnen kann, sobald wir die Eisenbahn fertig haben.“

Bente weinte.

„Ich hatte es so nötig, einmal etwas Gutes zu hören, mein lieber Junge.“ schluchzte sie. Sie sah sich und verließ das Zimmer.

„Mutter ist so nervös geworden, will ich Dir nur sagen, Kjel.“ begann der Doktor. „Wir müssen sie ein wenig schonen. Dieser famose Endre bringt sie noch um. Ich mag nicht danach fragen, wie viel von den zweitausend Kronen sie noch hat; es würde sie kränken. Wenn Du es so ganz fein aus ihr herausbringen kannst, so sag' es mir; mir heute nicht, sie kann heute nicht mehr ertragen.“

„Ach was, dann kann ich ja ein wenig zuschießen. Dabei ist doch nicht der Hals ab, einem alleinstehenden Menschen etwas Monatsgeld zu geben, bis wir etwas sehen, was nach einem Resultat aussieht. Vater. Er ist natürlich verriekt.“

Aber darum kann seine eigne Familie ihn doch nicht gleich fürs Zrennhaus reis erklären, ehe man ihm Gelegenheit gegeben hat, sich einmal zu versuchen . . . Zum Glück auch, es ist ein Jammer um Mutter. Und sie hat einen kolossalen Blick, wenn es darauf ankommt. Nur allein dies mit dem Waldkau! — sie sah die Sache sofort auf, im Handumdrehen!“

„Nun, da kannst Du sehen, Bente,“ wandte sich der Doktor später an seine Frau, „hatte ich nicht recht, als ich sagte, daß Kjel wieder zur Vernunft kommen würde, wenn er erst verheiratet wäre? Jetzt droht die Säge, so daß die Knorren nur so fliegen. Es ist förmlich ermunternd, Du, dazuzutreten und den Lichtschimmer da unten zu beobachten, ehe man sich des Abends zur Ruhe legt . . .“

„Ja, es scheint wirklich, als ob es jetzt geht,“ räumte Bente sinnend ein.

Kjels Witterwochen waren unter allerlei Besuchen und Visiten in der ganzen Umgegend verstrichen, bis der Schlitten in dem schmelzenden Schnee des Frühlings an der einen Kufe zu schurren begann.

Die Arbeit an den Eisenbahnanlagen jenseits des Elfs war schon in Angriff genommen, und nun pfiff und gellte es zu allen Zeiten und Unzeiten. Scharfe, kurze Töne, lange, anhaltende Signale, als wenn stets irgend etwas Besonderes im Anzuge sei, unterbrachen die gewohnte ländliche Stille und schreckten die Leute des Nachts in nervöser Angst aus ihrem Schläfe auf.

Schultheiß konnte dies Gepfeife nicht ertragen. Er hielt mitten im Ueberhören der Aufgaben inne, zog das eine Bein in die Höhe und schauderte bis ins innerste Mark zusammen bei diesen schrillen Tönen.

Ach, wie er dies Geheul aus Herzensgrunde haßte! Er biß die Zähne auf einander und bohrte die Nägel in die Handflächen hinein.

Winka war plötzlich prompter denn je in Bezug auf ihre Morgenpaziergänge geworden, die ihr der Vater verordnet hatte. Schultheiß hörte sie unten, wenn sie früh am Morgen die eleganten Halbgaloschen anzog, die Kjel ihr geschenkt hatte, und auf die Diele hinaus ging. In dem schneidigen Mantel und mit dem wehenden Schleier auf dem Hut, der sie gegen den Sonnenbrand schützte und sie vor Sommerfriesen bewahren sollte, verschwand sie abwechselnd nach verschiedenen Richtungen hin, nordwärts auf das Gehöft des Schulzen zu, auf den Waldwegen, die zu den Häuslerwohnungen führten, oder hinab nach dem Sägewerk.

Kurz darauf stieg Schultheiß mit vorsichtig spürender Jägermiene und eiligen Schritten die Treppe der Hausthür hinab.

Er ging in Diagonalen, in schräger Richtung an der Bachseite entlang, schlug den Fußpfad hinter dem Zaun ein oder schob quer über das Doktormoor dahin und rund um den Hügel hinter der Laubenanhöhe herum. Es galt, unbemerkt an einen Punkt zu gelangen, wo er die Stellung beherrschte, von der aus er Winka beobachten konnte. Denn welche Richtung sie auch einschlagen mochte, sie endete ohne Ausnahme stets auf der Landstraße in der Gegend der Eisenbahnbrücke.

Dorthin war sie in der vorigen Woche jeden Morgen gegangen, und war immer so darauf erpicht gewesen, Verthea mitzubekommen. Erst seit drei Tagen, als Herr Barbergs Person am Ende der Brücke erschienen war und er ihnen so galant auf dem Rückwege das Geleite gegeben, hatte sie es für ihre Gesundheit zuträglich gefunden, so früh aufzutreten, daß die Schwester sich nichts daraus machte, sie zu begleiten.

Und wirklich, sein scharfer Blick ließ sich niemals täuschen, Herr Barberg kam auch heute aus irgend einer Richtung über oder unter der Brücke auf sie zu und schloß sich ihr an.

Ja, genau so weit, daß sie von den Fenstern daheim in des Doktors Haus nicht gesehen werden konnten — bis dahin und nicht weiter. Sonderbar, genau bis dahin, er sollte freilich wohl die Linie berechnen können . . .

Und dort blieben sie stehen — weshalb nicht die zwanzig, dreißig Schritte weiter, ganz bis an die Gartenpforte? Und dort würden sie, wie es schien, stehen geblieben sein, wenn nicht Fräulein Winka — und das war ein Glück in Bezug auf den Anstand — so bestimmt um acht Uhr hätte zu Hause sein müssen, um den Thee zum Frühstück zu bereiten.

## Europas größter fluss.

Endlich nahmen sie Abschied! Und in langen Schritten legte er die Diagonale dem Hause zu zurück, um ihr dort wie zufällig auf der Diele oder auf der Treppe zu begegnen und in zitternder Angst aus ihren geheimnisvoll glänzenden Augen und ihrer erregten Miene zu erraten, zu lesen, ob er die Diagonale, die direkt zu dem Elf führte, hinabstürzen mußte. Er sah sie so deutlich wie einen Tintenstrich über den Schnee direkt bis an die weißlich grünen Eisstücke führen, die halb schmelzend, eine schwarze Finsternis unter sich, in den Strom gegen einander anprallen.

Später grübelte er dann oben auf seinem Zimmer, sich die Hände zerkratzend. War irgend etwas geschehen, war sie für ihn verloren — oder nur auf dem Wege dazu? Und er gab sich, auf und nieder schreitend, rasenden, brüllenden Phantasien hin. Er wollte . . . er wollte . . .

Am Nachmittag schließlich Minka auf den Saal hinauf. Sie stand an dem äußersten Fenster, von wo sie das hellgraue Kieledach drüben beim Durchstich überschauen konnte. Der Abteilungschef Barberg wohnte nur eine kleine halbe Meile südwärts auf einem Bauerngehöft am Elf.

Sie lauschte und lauschte. Es durchzuckte sie jedesmal, wenn die Dampfpeise da drüben die Luft durchschneit, als läge eine mythische Botschaft in diesem Pfeifen — heftige, kurze Stöße, lange, melancholisch klagende, plötzlich wild drohende, von einer Willenskraft erfüllt, die unwiderstehlich zwang. Feindselig pffiff und zischte es, giftig höhrend, mit lang ausgezogenem Nachlaut.

Wenn das Geheul der Eisenbahn in den tiefen, langen, anhaltenden Ton überging, lauschte sie in bleicher Ekstase. Das war sein Wille, der eine Brücke durch die Luft baute, bis hinüber zu ihr. Sie sah, wie sie sich zu einem feinen, gesponnenen, gleichsam aus Schattens gebildeten Netzwerk gestaltete. Und sie mußte hinüber gehen, nur kraft seines Willens, auf höheren und immer höheren Bogen durch die Luft.

Der Ton freischte in wild gellender Angst auf, und dann wurde es plötzlich still.

Das war ihre Schuld. Sie war kein genügendes Medium, nicht im stande, den ganzen Willen hinzunehmen.

Tief unter ihr strömte schwindelnd der schwarze, schäumende Elf.

Und wiederum mußte sie sich weiter auf die Willensbrücke hinauswagen. Denn es pffiff abermals und gellte zwingend, übermächtig.

Sie schwebte und schwebte, bis sie plötzlich mit einem unfassbaren Entsetzen wahrte, daß sie sich nicht mehr selber gehörte, daß sie im Begriff war, in eines andern, in seinem Willen und sein Wesen überzugehen, zu verschwinden, ihre Seele zu verlieren, unrettbar, unwiderruflich.

Sie sah sein Gesicht mit dem verschleierte, rätselhaften Lächeln von gestern, das ihr sagte, wie fest er überzeugt war, daß er die Macht besäße.

Heute kam Barberg plötzlich nach Tische ins Zimmer, wo die Doktorin und Minka saßen, und fragte nach dem Doktor, der, wie er wußte, zu Hause erwartet wurde. Einer seiner Eisenbahnarbeiter hatte sich verletzt und bedürfte der ärztlichen Hilfe.

Er sah sich um, es war, als wolle er durch die Thüröffnung dringen bis ins Wohnzimmer hinein — natürlich wollte er wissen, ob Thella da sei. Schade, daß er sie nicht leiden kann, dachte Minka. Aber sie hatte auch so gar kein Verständnis für alle seine Interessen. Und ein wenig verändert war sie jetzt auch und verheiratet, so ganz in Anspruch genommen durch ihre Frauwürde.

Er wolle warten, sagte er, bis der Doktor zurückkäme, wolle nicht stören, bat Frau Vaardig, so lange hier sitzen und die Zeitungen lesen zu dürfen. Dann nahm er ein Notizbuch aus der Tasche und fing an, eifrig zu rechnen, wie es schien, in seinen Gedanken halb vertieft in die Angelegenheiten und Dinge da drüben bei der Eisenbahn.

Berthea kam und klopfterte der Mutter etwas ins Ohr, worauf diese sich erhob und hinausging.

Minka wußte, daß Berthea und Massi in dem andern Zimmer auf der Lauer lagen, und daß es eine Kriegslist von Berthea war, die Mutter hinaus zu locken. Ihr lebhafter Geist phantasierte natürlich; sie war so merkwürdig zartfühlend geworden, zwang ihr ihre Begleitung des Morgens gar nicht mehr auf.

Die Thür da drinnen öffnete sich und ein vorsichtiger Mänerschritt knirschte mehrmals über den Fußboden. War nun Schulteis auch da mit seiner unleidlichen Eiferucht!

(Fortsetzung folgt.)

Rußland besitzt in der Wolga, dem Ural, Dnjepr, der Kama, Peischora, Dwina sechs der größten Flüsse Europas. Der erstgenannte, die Wolga, übertrifft alle andern großen russischen Ströme noch an Ausdehnung, ist aber im übrigen Europa nur wenig bekannt, obwohl er reichen Stoff zu Untersuchungen bietet und in geographischer, volkswirtschaftlicher, landwirtschaftlicher und naturwissenschaftlicher Beziehung von hohem Interesse ist.

Der Niesenstrom durchfließt von der Quelle bis zur Mündung 3512 Werst (der Rhein nur 1243); seine Breite wechselt zwischen 700 und 2700 Meter und wird stellenweise zu einem unüberscharen Meer von 200 Werst Breite, so daß der Blick, wofin er sich wenden mag, nichts als Himmel und Wasser entdeckt. An manchen Stellen ist die Wolga 30 Meter tief und das durch sie entwässerte Gebiet übertrifft an Größe alles, was man in dieser Hinsicht in Europa zu finden vermag.

Dem entsprechend ist die auf der ganzen großen Strecke vom Uwer bis zur Mündung für Dampfer fahrbare Wolga als Wasserverkehrsweg für Rußland von einer unberechenbaren Wichtigkeit; mit Hilfe einiger ihrer Nebenflüsse, Seen und künstlich angelegten Kanäle vermittelt sie einen direkten Verkehr der Schifffahrt zwischen dem kaspiischen Meer, der Aralsee und dem Weißen Meer. Der Verkehr, der sich auf diesem Niesenstrom bewegt, wird in jedem Jahr durch den nordischen Winter während eines Zeitraumes von 5 Monaten gestoppt. Doch auch dann, wenn der russische strenge Winter erst seine Macht voll entwickelt und eine 2 bis 3 Fuß dicke Eisschicht die Wolga bedeckt, sieht man lange Züge mit Waren beladener Schlitzen nicht nur von einem Ufer zum andern den Fluß durchqueren, sondern auch Hunderte von Kilometern weit auf der ebenen Eisbahn seinen Lauf verfolgen.

Interessant ist das ethnographische Bild, das das Wolgaland aufweist. Die Hauptmasse der russischen Bevölkerung an der Wolga bilden die Großrussen; sie sind derselbe Menschenschlag, den man in den mittleren Gouvernements, und auch sonst über das ganze Reich verbreitet findet; sie sind gekennzeichnet durch etwas derbe Züge, die hellrote, gleichmäßig über das ganze Antlitz verbreitete Gesichtsfarbe und das hellblonde oder goldigrote Haupt- und Barthaar, in dem man, gleich wie in den blauen Augen, den Beweis für eine starke Beimischung normannischen und finnischen Blutes zu sehen vermeint. Während der Großrussen der Wolga sich hauptsächlich industrieller oder gewerblicher Tätigkeit widmet, ist die Hauptbeschäftigung der Kleinrussen an der Wolga Ackerbau und Viehzucht; an den großen Salzseen der unteren Wolga trifft man sie am häufigsten als Fuhrleute.

Den Groß- und Kleinrussen steht die große Menge der nicht-russischen Bevölkerung gegenüber, welche der Russe mit dem Namen Fremdvölker (Zuorodsch) bezeichnet, trotzdem die meisten von ihnen in ihren jetzigen Wohnsitzen viel früher ansässig waren, als die Russen, und daher die Benennung folgerichtig viel eher auf die letzteren Anwendung finden müßte. Die Fremdvölker an der Wolga gehören ebenso wie die ganze Bevölkerung des europäischen Rußland, zum Teil dem indogermanischen, zum Teil dem mongolischen Völkertamme an, neben denen nur einzelne Vertreter des semitischen Stammes vorkommen. Der mongolische ist der weitaus zahlreichere. Er teilt sich wieder in die beiden großen Gruppen der Tataren und Finnen, zu deren ersterer die kasanschen und astrachanschen Tataren, die Kogaier, die Baschiren mit den Weischersjaken, Tepsjären und Bohnsen, die Kalmüden und Kirgisen gehören, während der letztere die Nordwinen, Tscharentschen und Tschuwaschen (die sog. Wolga-Finnen), die Permjakten, Wotjakten und Samojeden (permische oder nordische Finnen), die Bogulen (ugrische Finnen) und geringe Bruchteile der Karelen und baltischen Finnen (Finnen im engeren Sinne oder Tschuden) umfaßt.

Diese finnisch-mongolischen Völker führen zum Teil ein abgeschlossenes Leben in den Täälern und Schluchten der bewaldeten Uferberge und beschäftigen sich mit Jagd, Ackerbau und Viehzucht. Sie sind ein auf tiefer Kulturstufe stehender Menschenschlag von meist kleiner Gestalt. Die Tataren zeigen dagegen die Kennzeichen der mongolischen Abstammung und sind Mohammedaner; auf dem Lande treiben sie Ackerbau, Gärtnerei, Pferde- und Schafzucht. Die Tataren der Städte beschäftigen sich am liebsten mit Handelsgeschäften aller Art, vom Trödler bis zum Großkaufmann, auch findet man in den Städten viele tatarische Kutscher, Hausknechte, Lastträger usw. In dem südlichsten Wolga-Gouvernement, dem Astrachanschen, wohnen neben den Tataren die Kalmüden, die sich zum Buddhismus bekennen und lediglich Viehzucht treiben. Ihren ganzen Reichtum bilden ihre Herden, die aus Pferden, Kamelen und Schafen bestehen; mit der Zucht des Rindviehs befassen sie sich fast gar nicht. Unter den Kamelen sowohl die einhödrigen Dromedare, wie die zweihödrigen Trampeltiere vor. Die von den Kalmüden gezüchteten Schafe sind die sogenannten Fettschwanzschafe, bei denen der Horstzug, die Fettschwanzbildung an Stelle des Schwanzes, oft das Gewicht von 20 Pfund erreicht.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die landschaftlichen Reize der Wolga zu schildern. Mehr Interesse bietet für uns die volkswirtschaftliche Bedeutung des Stromes; und diese zeigt sich wieder in dem enormen Fischreichtum. Ueber das ganze russische Reich sind die Wolgafische verbreitet. Der große Fischfang nimmt seinen Anfang unterhalb von Sibirsk und wächst um so stärker, je mehr man

fließt der Mündung des Flusses in das Kaspiſche Meer nähert. Besonders die Hauptarme des Wolgadeltas ſind das Gebiet der großen Fiſcherei. Die häufigſten Fiſche ſind Brachsen, Barben, Welse, Störche uſw. Stellenweiſe kommen in der Wolga die Neunaugen in ungeheurer Menge vor, ſo z. B. bei Jarizyn, wo aus den Fiſchen, welche der Rationalruſſe als Speiſe fiſch verſchmäht, Thran gewonnen wird, der einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Der kaſpiſche Hering, deſſen Maſſenfang nach Millionen berechnet wird, iſt ein wichtiger Vertreter der aſtrachaniſchen Fiſchwaren. Die wertvollſten Fiſche ſind jedoch die Störche, welche den Kaviar und die Hauſenblaſe, als Beigabe zu ihrem äußerſt wohlſchmeckenden Fleiſch liefern.

Aber der große Strom, der Nieſendampfer getragen und in übermüthiger Entfaltung ſeiner Waſſerfülle nirgends eine Grenze finden zu können glaubte, endet kläglich. Mit der gewaltigen Entfaltung in die Breite oberhalb Aſtrachans hat die Wolga ihre Kraft erſchöpft. Sie iſt nun eine Greisin, der es ſchwer fällt, Laſten zu tragen, und wer bloß nach den entloſen Schwierigkeiten, mit denen die Schifffahrt im Wolgadelta zu kämpfen hat, urtheilen würde, ohne die gewaltigen Waſſermassen zu ſehen, welche ihn dort umgeben, der würde gewiß in der Wolga nicht den gewaltigen Nieſenſtrom vermuten. Aſtrachan iſt von der Mündung noch ziemlich weit entfernt. Je weiter die Wolga fließt, deſto mehr verſandet ſie, und es beſieht — andre Flüſſe des Kaſpiſees ſind dafür ein Beweis — die Gefahr, daß dereinſt auch die Wolga, trotz ihrer Nieſengröße und ihrer gewaltigen Waſſermenge, ein Opfer der Austrocknung des Kaſpiſees werde. Die vielen Spaltungen, welche das weite Delta bilden, beſchleunigen die Verſandung. Je weiter die Wolga ſich von Aſtrachan entfernt, deſto mehr ſpaltet ſie ſich; ihre Delta-Arme erreichen ſchließlich, wenn auch nicht die von alten Reiſenden erwähnte Zahl ſiebzig, ſo doch fünfzig.

Wie große Umwälzungen ſich im Laufe der Zeit auch hier vollzogen haben, zeigt ein Blick in die Berichte der Reiſenden, welche in den letzten Jahrhunderten das Wolgadelta beſucht haben. Neſinſon benutzte zur Einfahrt in den Kaſpiſee noch die öſtlichſte Mündung, das ſogenannte Uwarinſtoje Uſtje, das ſchon im Anfange des 18. Jahrhunderts nicht mehr benutzt wurde, da damals das Jarlowſtoje Uſtje als das bequemſte und ſicherſte Fahrwaſſer galt. Anfangs des vorigen Jahrhunderts bildete die alte Wolga die beſte Fahrſtraße, aber nach wenigen Jahrzehnten war auch ſie ſo verſandet, daß ſie an manchen Stellen kaum vier Fuß tief war, während nun wieder der Nahtemir, der weſtlichſte Arm, das beſte Fahrwaſſer hatte. Heute ſind die Zeiten unwiederbringlich dahin, wo große Seedampfer bis Aſtrachan hinauffahren konnten. Die auf der Wolga verkehrenden Dampfer und Barken finden jetzt in Aſtrachan die Grenze ihres Vordringens nach Süden, und die Frächten werden dort auf kleine, ſtoßgehende Fahrzeuge überladen, die allein noch im ſtande ſind, über die ſeichten Stellen des Deltas hinwegzukommen und den Landungsplatz am See zu erreichen. Überall bereitet der Triebſand der Schifffahrt ungeheuren Widerſtand.

Das Innere des Deltas iſt mit einer Unmaſſe von Inſeln ausgefüllt, von denen viele mit Wäſen bedeckt ſind. Ihre Form ſowie ihre Zahl ändert ſich ſtändig, da der angeſchwemmte Sand und Schlamm bald hier eine neue Inſel bildet oder eine bereits beſtehende vergrößert, bald dort das Hochwaſſer eine alte Inſel hinwegwühlt. Noch tief unten im Delta, auf den äußerſten Inſeln, trifft man Waſſerlöcher und auch größere Niederlaſſungen, ärmliche, niedrige Hütten, welche, da hier Holz ſelten iſt, aus Flechtwerk errichtet und mit Schilf gedeckt ſind. Sie dienen nicht bloß im Sommer den mit dem Fiſchfang beſchäftigten Arbeitern zum Aufenthalt, ſondern bergen auch eine ſtändige Bevölkerung, welche in dieſer traurigen Oede auch den Winter verbringt. Semirubelwoje (Sieben-Rubel-Dorf) heißt das eine, weil dort ein Menſch wegen ſieben Rubel erſchlagen wurde — ein die Gegend kennzeichnender Name.

J. Wiſe.

## Kleines feuilleton.

— m. „Kunſteinkunſt“ oder „wahre“ Kunſt? Die Geldforderung für die Beteiligung des Deutſchen Reiches an der Weltausſtellung in St. Louis entſetzte geſtern in der Budgetkommiſſion des Reichstags eine Kunſtdebatte, deren Fortſetzung wir demnächst im Plenum zu erwarten haben. Seit Wochen kann man in den Zeitungen leſen, daß von Berlin aus der Kampf gegen die böſe „Kunſteinkunſt“ mit verſtärktem Eifer geführt wird, und zwar nicht nur durch die That, die wir vor dem Brandenburger Thor über uns ergehen laſſen müſſen, ſondern auch auf andre Weiſe: der preußiſche Kultusminiſter hat — vergeblich — verſucht, die Gründung des deutſchen Künſtlerbundes in Weimar zu hintertreiben, der königl. preußiſche Kunſtbeamte in Königsberg, Ludwig Dettmann, hat eine ſtrenge Verwarnung wegen ſeſſionariſtiſchen Malens erhalten, und der Graf Kaldreuth iſt vom Kammerdiener des Reichskanzlers darüber belehrt worden, daß Excellenz wichtigere Dinge zu thun habe, als ſich um die Angelegenheiten von Kunſt-„Revolutionsären“ zu kümmern, oder auf gut deutſch: daß er viel zu ſchlau iſt, um heißes Eiſen anzufaſſen und durch den Verkehr mit Seceſſionisten ſeine Stellung zu gefährden. Da ferner bekannt wurde, daß der Vorſtand des neuen Künſtlerbundes, dem die namhafteſten Vertreter der Moderne angehören, die Mitglieder aufgefordert hat, einer

Einladung zur Ausſtellung in St. Louis nicht zu folgen, ſo iſt für das Parlament die Veranlaſſung gegeben, ſich mit der Sache zu befaſſen.

Es war das Verdienſt des Abg. Singer, nicht nur die Frage in der Budgetkommiſſion anzuregen, ſondern auch gleich richtig zu ſtellen, indem er darauf hinwies, daß ein Teil der deutſchen Künſtlerſchaft auf die Beteiligung verzichte, weil ſie einer gerechten Behandlung nach dem bekannten abfälligen Urtheil aus hohem Munde über die Seceſſion nicht ſicher ſein zu können glaube. Dieſe Bedenken würden auch nicht dadurch zerſtreut, daß man neuerdings einige Gemälde neuerer Richtung aus Staatsmuſeen nach St. Louis ſenden will. Der Hauptzweck der Ausſtellung ſei anerkanntermaßen die Deſſnung des amerikaniſchen Marktes für die deutſche bildende Kunſt; dieſer Zweck werde aber mit unverkäuflichen Muſeumbildern nicht erreicht und es ſei bedauerlich, daß es dem Kommiſſar für die Weltausſtellung nicht gelungen ſei, Einflüſſe von außen abzuweiſen und die Differenzen zwischen den Künſtlern auszugleichen. Graf Poſadowſky und ſein Kommiſſar Geh. Rat Dr. Lewald verſuchten nun in langen, aber keineswegs klaren Ausführungen nachzuweiſen, daß die Reichsregierung von Anfang an den Wunſch gehegt habe, die Fehler früherer Ausſtellungen zu vermeiden und auch den Seceſſionisten gerecht zu werden; es ſei der Regierung aber nichts andres übrig geblieben, als ſich an die alte deutſche Kunſtgenoſſenſchaft (die völlig unter dem Einfluß Anton v. Werners ſteht; Red.) zu wenden und der die Auswahl der Ausſtellungsobjekte in der Hauptsache zu übertragen.

Nun ſoll nicht beſtritten werden, daß die Reichsregierung anfangs die Abſicht hatte, volle Unparteilichkeit walten zu laſſen; das erkannten auch die Redner Dr. Südekum und Graf Oriola an, aber an einem beſtimmten Zeitpunkt hat dieſe Abſicht Schiffbruch gelitten! Graf Oriola, der ſich im weſentlichen als einen Gegner der Seceſſion bezeichnete, wies darauf hin, daß im Jahre 1902 dem deutſchen Konſul in Chicago die Veranſtaltung einer modernen deutſchen Ausſtellung unmöglich gemacht wurde, weil — „die Seceſſion nicht geduldet werden ſollte“; ähnlich ſei es auch hier geſchehen und man müſſe bedauern, daß gerade den Künſtlern, die die meiſte Ausſicht auf Erfolge in St. Louis gehabt hätten, die Beteiligung unmöglich gemacht worden ſei. Auch Der Abg. Liebermann v. Sonnenberg trat der Regierung entgegen und unterzog ihr Verhalten ſeiner Kritik. Geh. Rat Lewald ſuchte ſich im weſentlichen hinter Formalien zu verſtecken: es ſei nicht leicht, mit den Künſtlern zu verkehren, ſie hätten bald ſo, bald anders entſchieden und auf einem Delegiertentage zu Dresden hätten ſogar die Seceſſionisten der alten deutſchen Kunſtgenoſſenſchaft mehr Vertrauen bezeugt als der von der Regierung geplanten paritätiſchen Kommiſſion, die in Hamburg über Annahme oder Ablehnung der Kunſtwerke für St. Louis entſcheiden ſolle. Wah ſein — nur beweist das, wie uns dünken will, nichts für die Regierung. Und aus dem Umſtande, daß der ſächſiſche Miniſterialrat Dr. Woldemar v. Seibitz mit an der Gründung des deutſchen Künſtlerbundes gewirkt hat, obſchon er nahe Beziehungen zu deutſchen Kunſtgenoſſenſchaften ſchon von Amts wegen pflegte, läßt ſich eher das Gegentheil als richtig erkennen. Herr Geheimrat Lewald meinte auch, die Kunſtgenoſſenſchaft ſei immer offiziell vom Reiche unterſtützt worden, deſhalb ſei es recht geſeſen, der Kunſtgenoſſenſchaft auch in dieſem Falle die Sache wieder zu übertragen; andre werden daraus gerade andre Schlüſſe ziehen!

Aber alle dieſe Organisationsfragen ſind erſtlich von minderer Bedeutung. In ſeinem Schlußwort als Korreferent wies der Abgeordnete Singer nochmals darauf hin, daß ihm der ganze Wirtharr aus der Bekämpfung der „Nunſteinkunſt“ durch eine unverantwortliche Stelle entſtanden zu ſein ſcheine; es ſei ja ſelbſtverſtändlich, daß ſich die abhängigen Beamten den ſo energiſch ausgeſprochenen Auffaſſungen anzubequemen ſuchten, ob aber damit der Kunſt im allgemeinen und der Ausſtellung deutſcher Kunſt in St. Louis gebient ſei, das ſei eine andre Frage. Jedenfalls werde ſich Gelegenheit bieten, die ganze Angelegenheit noch aufs gründlichſte im Plenum des Reichstages zu behandeln.

Man darf als ſicher annehmen, daß bei dieſem Anlaß auch andre Fragen der preußiſchen „Kunſtpolitik“ behandelt werden! —

## Medizinisches.

ss. Der Jugendwahnsinn. Durch die Forſchungen von Stahlbaum und Kräpelin iſt der Verlauf von Wahnsinnsanfällen bekannt, die ſich nicht ſelten im Alter der beginnenden Mannbarkeit, aber bei beiden Geſchlechtern, einſtellen. Zwei ſchotiſche Aerzte haben jetzt eine Reihe von Beobachtungen über dieſe Erkrankungen mit beſonderer Rückſicht auf die etwaige Mitwirkung von Bakterien ausgeführt und eingehend erörtert. 12 Fälle von Krankheit wurden auf ihre äußeren Merkmale, auf die Blutzusammensetzung und die Gegenwart von Bakterien im Blut oder in den Geweben erforſcht. Die Krankheit zerfällt in zwei Stadien. Das erſtere wird als das acute bezeichnet. Dabei zeigen ſich ſtets Störungen der Verdauung, die ſehr regelmäßiges Erbrechen nach einer Mahlzeit zur Folge haben. Die Herzthätigkeit iſt beſchleunigt und unregelmäßig. Nach längſtens vier Wochen tritt das zweite Stadium ein, das mit dem Namen des katatonischen belegt wird. Die Katatonie iſt eine der ſonderbarſten Erſcheinungen innerhalb der vielen Geiſteskrankheiten und iſt wohl mit der Bezeichnung „Spannungsirreſein“ verdeckt worden. Sie zeigt eine Abwechſelung zwischen völliger Starre und krampfartigen Erregungen der Muskeln. Der Zuſtand der Regungsloſigkeit, auch Katalepie oder Starrſucht genannt, ruft einen unheimlichen Eindruck

herbor, da der Kranke wie eine Statue zuweilen monatelang unbeweglich in einer einmal eingenommenen Stellung der Glieder verharrt. Der Eintritt des katatonischen Stadiums wird häufig durch einen Fieberanfall angezeigt. Die Störungen der Verdauung und des Säftekreislaufs bleiben bestehen, und die Gliedmaßen werden kalt, verfärben sich und schwellen an. Die Temperatur ist immer unter der normalen. Auffallend ist, daß die Kranken in diesem Zustand für eine tuberkulöse Ansteckung besonders empfänglich sind. Der Geist scheint gleichfalls erstarrt, weicht aber auch gelegentlich lebhaftere Erregungen auf, namentlich Verfolgungswahn. Die Krüpfung des Blutes hat erwiesen, daß unmittelbar nach dem Einsetzen der Starre der Gehalt an weißen Blutkörperchen herabgeht, dann aber rasch bis auf ein Uebermaß steigt. In acht Fällen wurde das Blut auf Bakterien untersucht und dreimal ein eigentümlicher Streptokokkus gefunden, der insofern als Erreger der Krankheit verdächtig wurde, als er das Blut der von der Krankheit Befallenen zum Gerinnen brachte. Die Beobachtungen an Kaninchen, die mit diesem Keim geimpft wurden, verstärken die Vermutung. Die Versuchstiere gerieten in einen Zustand von Uebelbefinden, unregelmäßiger Temperatur, gesteigerten Hautreizen und sonstiger Abstumpfung der Sinnesfähigkeit. Leider haben auch die neuen Forschungen die Behandlung des Jugendwahnsinns im katatonischen Stadium als recht unbefriedigend befunden. Es läßt sich nicht viel mehr thun, als die Kranken im Bett zu halten, auf flüssige Ernährung zu sehen und die Verdauung durch Einführung von Salzlösungen zu unterstützen. Es wurden Versuche gemacht, durch Zucht eines Bacillus Heiferum aus einer damit geimpften Ziege zu gewinnen, aber das Verfahren hat sich bisher nicht bewährt. Obgleich also diese Form des Jugendwahnsinns durch eine akute Vergiftung zu entstehen scheint, die von bestimmten Veränderungen des Blutes gefolgt und durch einen Zustand geistiger Verwirrung begleitet wird, so nimmt die Krankheit doch in der Regel ihren Verlauf, ohne sich durch die bisher versuchten Arten der Behandlung beeinflussen zu lassen. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

tt. Moorbeet-Pflanzen. Auch im Gartenstil wechselt die Mode immer nach einiger Zeit. Nachdem Or etwa acht Jahren die Teppichbeete zu schwinden begannen, bürgerte sich, wohl unter dem Einflusse des Realismus in allen Künsten, die Verwendung der Staudenblumen ein, die im Gegensatz zu den streng im Schnitt gehaltenen, regelmäßig arrangierten Teppichbeet-Pflanzen ihrer Natur gemäß wachsen und blühen können und auch freier angeordnet werden. Etwa zu der gleichen Zeit, als die Stauden in Mode kamen, begannen sich auch die sogenannten Moorbeet-Pflanzen mehr zu verbreiten. Darunter versteht man solche Gewächse, die zu ihrem Gedeihen Moorerde beanspruchen. Die vornehmsten derselben sind die Rhododendren und Azaleen. Zwar sind auch früher schon die Rhododendren hier und da angepflanzt worden, ihre schönen Blüten und immergrünen Blätter haben schon längst die Aufmerksamkeit der Landschaftsgärtner auf sich gelenkt, allein die schwierige Kultur und die Frostempfindlichkeit dieser Gewächse schreckte viele von der Anpflanzung ab. Nun ist es aber seit einigen Jahren gelungen, durch mühevolle, planmäßige Kultur und Kreuzung verschiedener Arten, Rhododendren zu züchten, die mit schönster Farbenpracht der Blüten zugleich große Widerstandsfähigkeit verbinden. Die Einführung neuer Rhododendren tam dieses Bemühungen entgegen. Die Gebirge fremder Erdteile wurden durchstöbert, um neue Arten aufzufinden. Denn die Rhododendren — nach den auf den Alpen heimischen Arten auch Alpenrosen genannt — wachsen meist auf hohen Gebirgen unmittelbar an der Schneegrenze. Sie wachsen vornehmlich auf Moorerde, und solche muß denn auch bei ihrer Kultur verwendet werden. Es wird also ein Moorbeet hergestellt. Der Boden wird auf etwa 60 bis 80 Centimeter tief ausgehoben und durch schwarze, moorige oder torfige Erde ersetzt oder wenigstens zum großen Teil mit ihr vermischt. In diese Erde werden im Frühjahr die Sträucher gepflanzt und immer gut feucht gehalten. Im Winter leiden die Rhododendren weniger vom Frost als von den scharfen, ausdörenden Ostwinden und der hellen Sonne des Februar und März. Man pflanzt sie deshalb am besten etwas schattig. Gegenwärtig sind in der Kultur durch Hybridenbildung sehr viele Sorten in den schönsten Farben mit sehr großen, prachtvollen Blüten entstanden. Neben den Rhododendren werden am meisten die Azaleen verwendet, namentlich Azalea mollis, die aus China stammt und ursprünglich gelb blüht, jetzt aber in vielen Farben vorhanden ist. Auch die pontische Azalee hat durch gärtnerische Hand eine große Farbenpracht in ihren Blüten erhalten. Man zählt schon an 300 Varietäten, die in allen Farbensättigungen von Weiß bis Dunkelrot und von Gelb bis Orange blühen. Es giebt neneidings auch Kreuzungen zwischen beiden erwähnten Arten, und Sorten mit gefüllt blühenden Blüten, ein Zeichen dafür, daß die Moorbeet-Pflanzen beliebt geworden sind. Die Blüten sind allerdings sehr groß und effektvoll, und sie erscheinen im zeitigen Frühjahr zu einer Zeit, wo die eigentliche Blütenpracht des Jahres noch nicht begonnen hat. Dazu kommen die immergrünen Blätter, die übrigens sehr vielen Moorbeet-Pflanzen eigentümlich sind. Sie sind auch der Hauptgrund der Gautheria und der Begonia. Sehr schöne Moorbeet-Pflanzen sind auch die Calmien und die Cletren, die sehr zierende Blütenstände von weißen Blümenblättern besitzen. Alle diese Moorpflanzen

stammen aus Nordamerika, das überaus reich an solchen Gewächsen ist. Obwohl alle ein apartes, schönes Aussehen haben, so werden sie sich doch ihrer immerhin schwierigen Kultur und ihrer schlechten Ueberwinterung wegen nicht so allgemein verbreiten, wie die Azaleen und die Rhododendren, deren ganz außergewöhnliche Schönheit alle Bedenken und Schwierigkeiten besiegt. —

**Technisches.**

— Acethlenhaltige Sprengstoffe. Ein Verfahren zur Vertwertung der explosiven Eigenschaften des Acethlens hat sich, nach der „Technischen Rundschau“, Kaiser in Berlin patentieren lassen. Acethlen löst sich in organischen Flüssigkeiten, wie Benzol, Chloroform, Glycerin, Essigäther und besonders in Aceton leicht und in großen Mengen. So vermag 1 Liter Aceton bei 15 Grad B und dem Druck einer Atmosphäre 25 Liter Acethlen aufzunehmen; erhöht man den Druck auf 12 Atmosphären, so lösen sich in 1 Liter Aceton 300 Liter Acethlen. Diese hochprozentigen Lösungen von Acethlen sind explosiv, und in ihnen enthaltene Energie läßt sich für die Herstellung außerordentlich wirksamer Explosivstoffe verwerten, indem man bei der Herstellung von Sprenggelatinen, also bei der Gelatinierung von Nitroglycerin, Kollobiumwolle, Schießbaumwolle usw. in den zur Gelatinierung dienenden Flüssigkeiten Acethlen löst. Die Gelatinierungsfähigkeit des Acetons, Essigäthers, Alkoholäthers usw. wird, wie durch besondere darauf gerichtete Versuche festgestellt worden ist, nicht beeinträchtigt. Ebenso wenig erfährt die Stabilität der auf diese Weise hergestellten Explosivkörper eine Veränderung, wohl aber ist der Energiegehalt, also die Wirksamkeit der mit Acethlenlösungen hergestellten Sprenggelatinen, sehr viel größer als die Wirksamkeit der mit acethlenfreien Flüssigkeiten gelatinirten Substanzen. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, daß der Gehalt an Acethlen in den so hergestellten Sprenggelatinen allmählich abnehmen wird. Unter Druck hergestellte Acethlen-Sprenggelatinen lassen sich überhaupt nur in hermetisch verschlossenen Patronen verwenden. —

**Humoristisches.**

— Stoßseuffer. „Bei uns ist's schredlich: zuerst schreien die Kinder, und wenn meine Frau sie in den Schlaf singen will, dann schreien die Nachbarn!“

— Falsch verstanden. „Sie haben Ihren Nachbarn einen Affen genannt. Ich denke, Sie werden diesen Ausdruck als übertrieben zurücknehmen?“

„Stimmt, Herr Schiedsrichter! Dös is noch la Aff, — dös is ercht a Halbaff.“

(„Luftige Blätter.“)

**Notizen.**

— Der handschriftliche Nachlaß Hoffmanns von Fallersleben ist in den Besitz der Berliner königl. Bibliothek übergegangen. Der Nachlaß enthält u. a. Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, vollständige, literatur- und zeitgeschichtliche Aufzeichnungen, Briefe, die gesamten Manuskripte der Autobiographie usw.

— Die verbreitetste Londoner Zeitung ist „Daily Mail“, ihre Auflage beträgt etwa 900 000 Exemplare. Gleich nach ihr kommt „Daily Express“ mit einer Auflage von 600 000 Exemplaren. Beides sind Halb-Benny-Blätter.

— Im Nachlaß des verstorbenen Wiener Volksdichters Karlweis wurde ein fertiges „Wiener“ Stück „Die Circe“ gefunden; es wird im Deutschen Volkstheater in Wien aufgeführt werden.

— Im Dresdener Hoftheater findet am 4. Februar die Erkaufführung von Eberhard Königs Drama „König Saul“ statt.

— Die diesjährigen rheinischen Festspiele in Düsseldorf werden einen Cylus klassischer Lustspiele zur Aufführung bringen; sie finden vom 1. bis 15. Juli unter der Leitung Max Grubes statt.

— „Corfische Hochzeit“, eine Oper von H. Spangenberg, ist von der Direktion des königlichen Theaters in Wiesbaden zur Aufführung angenommen worden.

— In Prag geht am 27. Januar die Oper „Ritter Olaf“ von R. Langer erstmalig in Scene.

— Die „Monatshefte für graphisches Kunstgewerbe“ (Berlin, Anhaltstr. 16/17) schreiben drei Wettbewerbe, für Typographen, Lithographen und Photographen aus. Ausgesetzt sind je drei Geldpreise von 15 bis 100 M. Alles Nähere durch die Schriftleitung.

— Von der Geffräigkeit des Hechtes zeugt ein in Masuren vorgelommener Fall. In dem im Kreise Reidenburg gelegenen Lahner See wurde, wie die „Kölnische Volkszeitung“ mitteilt, ein Hecht gefangen, der die Länge von 83 Centimeter hatte. Er hatte einen andern Hecht verschlungen, der nur 19 Centimeter länger als er selbst war. Der Schwanz des Opfers ragte dem Mäuler aus dem Maule hervor.